Feuilleton.

Das Verwundetenelend in der Schlacht bei Leipzig.

Von Oberstabsarzt Dr. W. Haberling in Köln.

In einer Zeit, wo die Erinnerung an die gewaltigen Siegestaten, die vor hundert Jahren Deutschland von den Ketten der Fremdherrschaft befreiten, die weitesten Schichten unseres Volkes mit Begeisterung erfüllt, ist es eine Ehrenpflicht, auch der unglücklichen Opfer zu gedenken, welche mit todesmutiger Begeisterung ihr Blut für das Vaterland verspritzten und nun schwer verwundet bei den so überaus traurigen Zuständen der Verwundetenfürsorge in der damaligen Zeit grenzenlosem Elend entgegengingen. Eine der Schlachten, in denen das Verwundetenelend über alle Maßen groß war, war die Völkerschlacht bei Leipzig. Die Ursachen, warum gerade in Leipzig die Versorgung der Kriegsverwundeten so ungemein schwierig war, war außer der übermäßig großen Anzahl von Verwundeten noch darin zu suchen, daß schon seit der Schlacht bei Lützen die Stadt mit Verwundeten überfüllt war. Zum Glück war die Oberaufsicht über die Lazarette den städtischen Behörden anvertraut; so war das große Hauptlazarett in den weiten Räumen des Peterschießgrabens unter der Direktion des Kammerrats Frege eine Musteranstalt, in der Ordnung, Reinlichkeit und zweckmäßige Kost den bösartigen Typhus von den Verwundeten fern hielten. Am 11. Juni waren, weil die Zahl der Kranken und Verwundeten ständig zunahm, schon 14 öffentliche und Privatgebäude zu Lazaretten umgewandelt worden. An diesem Tage wurden drei Schankhäuser und das Magazinhaus ebenfalls zum Spital eingerichtet. Nach den rasch nun folgenden Schlachten von Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz und Kulm war Leipzig das Asyl aller Verwundeten und Gefangenen, die in den Kirchen, Schulen und Privathäusern untergebracht wurden, unter denen Ruhr und Nervenfieber grassierten. Dazu fehlte in der mit Verwundeten überfüllten Stadt es völlig an Verpflegungsmitteln für diese. So vereinte sich alles, um das Los der nun in der Völkerschlacht neu hinzuströmenden Verwundeten zu einem entsetzlichen zu machen.¹⁾ „Noch lebensfähig, aus schweren Wunden blutend, lagen sie auf der meilenweiten Wahlstatt umher, mit Toten, Sterbenden, Freunden und Feinden vermengt, nach Hilfe und Rettung jammern und keine findend. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Oktobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen.“²⁾ Und weit entfernt, gerettet zu sein, waren sie hier noch neuen Leiden ausgesetzt, wie eine ganze Anzahl von Berichten schildert, die hier wiedergegeben sein mögen.

Da heißt es von einem Berichterstatter des ersten Schlachttages, des 16. Oktobers:³⁾

„In der Stadt sah es traurig aus. Tausende von Franzosen hatte der Tod auf dem Schlachtfelde weggerafft. Tausende lagen verwundet hilflos noch dort auf dem kalten Boden, aber der bei weitem größte Teil suchte Zuflucht in der Stadt.“

„Alle Straßen waren mit solchen Unglücklichen angefüllt, die sich mühsam hineingeschleppt hatten oder getragen worden waren. Sie suchten Spitäler und konnten nicht aufgenommen werden; sie wollten verbunden sein, und fanden keine Aerzte; sie suchten Brod und war

¹⁾ Näheres bei Gurlt, Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege. Leipzig 1873, S. 468 ff. —

²⁾ Nach G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein. Berlin 1851, Bd. 3, S. 437. — ³⁾ Emil Knorr, Entwicklung und Gestaltung des Heeres-Sanitätswesens. Hannover 1883, S. 110.

keines vorhanden, da die Stadt schon viele Tage lang mit der übrigen Welt in keiner Verbindung gestanden hatte.“

„Man hatte französischerseits gar keine oder so schlechte Anstalten in der Stadt für diese Verstümmelten getroffen, daß man nicht einmal für ein armseliges Strohlager, ja nur für ein Obdach gesorgt hatte.“

„Eine große Menge starb daher schon in der ersten Nacht vor Hunger, Kälte und Verblutung unter freiem Himmel. Noch am vierten Tage sah man eine große Anzahl dieser Leidenden, die in irgendeinen Winkel gekrochen waren, ohne daß ihnen Hilfe zuteil ward, und die selbst den Tod als eine Wohltat vergebens erwarteten.“

Einige andere Berichte überliefert uns Gurlt¹⁾: In dem ersten heißt es:

„In der Stadt herrschte in allen Dingen Mangel, die Dörfer waren weit und breit verwüstet und rein ausgeplündert, es fehlte also an allem. Mehr als 30 Spitäler waren nicht imstande, die Kranken, welche überall herumkrochen und wankten, aufzunehmen. Wo sollte man alle die geräumigen Häuser, wo in denselben Strohsäcke, Decken, Geschirre, wo Nahrungsmittel und die ungeheure Menge von Aerzten hernehmen, die hinreichend gewesen wären, alle die Unglücklichen zu versorgen, die ihrer bedurften? Alle nur einigermaßen passenden Lokale waren schon längst in Beschlag genommen, und alles so ausgerequiirt, daß das hiesige Lazarett-Comité schon lange vorher nicht einmal imstande war, die so nötige Charpie aufzutreiben²⁾. Fast jeder Barbierlehrling mußte schon gezwungen werden, seine ungeübten Hände zum Verbinden in den Spitälern herzugeben. Mit Geld konnte man nichts mehr zwingen, wenn man dessen noch so viel gehabt hätte, und diese Quelle war noch überdies völlig vertrocknet.“

In einem anderen Bericht heißt es: „Die schwerste Sorge war für die Unterbringung und Verpflegung der Kranken und Verwundeten. Nicht genug, daß deren schon eine ungeheure Anzahl in der Stadt sich befand — von allen Dörfern, wo sie einstweilen in Scheunen massenhaft untergebracht worden waren, wurden sie zur Stadt hereingetragen. Ihre Zahl kam, mit den bereits vorhandenen Kranken, der gesamten damaligen Einwohnerzahl³⁾ Leipzigs wenigstens gleich. Öffentliche und Privat-Gebäude wurden zu Spitälern eingerichtet, aber es war nicht möglich, dieselben sogleich mit allen Bedürfnissen auszustatten. Verlangte man doch von seiten des bestellten Lazarett-Komitees am 22. Oktober außer 40 Assistenten für dasselbe, auf einmal 800 Krankenwärter, also die 38. Person der damaligen Bevölkerung!“

Den ausführlichsten Bericht⁴⁾ aber über das grenzenlose Elend nach der Schlacht finden wir in einem Briefe, den der Ober-Berg-Rath und Professor der Medicin Dr. Joh. Christ. Reil an den Minister vom Stein absandte. Reil war mit der obersten Leitung sämtlicher preussischen Militärlazarette auf dem linken Ufer der Elbe beauftragt und von Berlin herbeigeeilt, um die Fürsorge für die Hospitäler zu übernehmen. Am 25. Oktober kam er in Halle an und eilte nach einigen Anordnungen weiter nach Leipzig. Er entwirft uns ein herzerreißendes Bild von dem grauenhaften Elend, das er in Leipzig vorfand:

„Leipzig den 26sten October 1813. Ew. Excellenz haben mich beauftragt, Ihnen einen Bericht über meinen Befund der Lazarette der verbündeten Armeen am diesseitigen Elbufer einzureichen. Ich thue dies um so williger, als in dieser thatenreichen Zeit auch die Unthaten nicht für die Geschichte verloren gehen dürfen. Ich kam am 25sten October früh in Halle an, fand diesen von allen Seiten gepreßten Ort mit mehr als 7000 Kranken überladen, und noch strömten immer neue vom Schlachtfelde bei Leipzig zu. Es würde ein *ύπερβον προτερον* gewesen seyn, wenn ich hier zu helfen hätte anfangen wollen. Ich ordnete dieserwegen für die Verwundeten an, was in diesem Augenblicke das Dringendste war, fand jeden Einwohner bereit, meine Vorschläge zur Hilfe der Unglücklichen ins Werk zu richten, und eilte dann Leipzig zu, um dessen Lazarethen, die, wie ein Vulkan ihre Kranken nach allen Richtungen ausspieen, und alle guten Anordnungen in ihren Umgebungen wieder vernichteten, eine zweckmäßige Ableitung zu verschaffen. Auf dem Wege dahin begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber, auf Schubkarren, ohne Strohpolster, zusammengeklumpt lagen und einzelne ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herschleppten. Noch an diesem Tage, also Sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völker-Schlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwundliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachfröste und Hunger zerstörbar gewesen war. In Leipzig fand ich ohngefähr 20,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde

selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauerhaften Gemäldes, von welchem ich selbst Augenzeuge war, und die ich daher verbürgen kann. Man hat unsere Verwundete an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihren kranken Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dampfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wächst, als ihre Verderbniß abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz ins Freye hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht, und Heulen und Zähneklappen herrscht. An dem einen Pol der Reihe tödtet die Stickluft, an dem anderen reibt der Frost die Kranken auf. Bei dem Mangel öffentlicher Gebäude hat man dennoch auch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spital eingeäumt. An jenen Orten liegen sie geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heißen Schlacht hereingetragen sind. Unter 20,000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemde, Betttuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht Allen, aber doch Einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeäumt, alle sind gleich elend berathen, und dies ist das Einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Heckerling aus den Bivouac's ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranke mit zerbrochenen Armen und Beinen, und deren sind viele, denen man auf der nackten Erde keine Lage hat geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Theil derselben ist schon todt, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind, wie nach Vergiftungen, furchtbar aufgelaufen, brandig, und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um so mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Hauptsache zu Hülfe kommen. Unvergesslich bleibt mir eine Scene in der Bürgerschule. Ist es Ihr Geist! so rief mir eine Stimme entgegen, als ich die Thür eines Zimmers öffnete, oder sind Sie es selbst, den mir der Himmel zur Rettung zusendet? und doppelte Thränengüsse, von Schmerz und Freuden gefordert, rollten über das krampfhaft Gesicht herab. Es war ein Kaufmanns-Sohn aus Preußen, der in der Schlacht bei Groß-Beeren verwundet, von mir im Spital des Frauenvereins geheilt und hier wieder im Schenkel verwundet war. Aber deine Hoffnung, armer Jüngling, ist eine leere Fulguration; du hast einen Strohhalm in den wilden Brandungen der Zeit gehascht, der dich gegen die Wellenschläge des Todes nicht schützen wird. Das Mark deiner Knochen ist abgestorben, deine Wunden athmen nicht mehr, und der Todesengel flattert schon um deine Schläfe herum, der dich in wenigen Stunden in eine bessere Welt hinüberführen wird. — Viele sind noch gar nicht, andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Theil von grauer Leinwand, aus Dürrneberger Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit roten Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den verwundeten Glieder unserer Krieger zu versuchen. Einer Amputation sah ich mit zu, die mit stumpfen Messern gemacht wurde. Die braunrothe Farbe der durchsägen Muskeln, die fast schon zu athmen aufgehört hatten, des Operierten nachmalige Lage und Pflege gaben mir wenig Hoffnung zu seiner Erhaltung. Doch hat er den Vorteil davon, daß er auf einem kürzeren Wege zu seinem Ziele kommt. An Wärmern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Koth und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrath an. Für die gangbaren sind zwar offene Bütteln ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht ausgetragen werden. In der Petri-Kirche stand eine solche Bütte neben einer anderen, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht war. Diese Nachbarschaft der Speisen und der Ausleerungen, — — — muß nothwendig einen Ekel erregen, den nur der grimmigste Hunger zu überwinden im Stande ist. Das scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmenden Bütteln besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppen herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Cascade zu dringen, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann, und der Eingang des Spitals von der Straße her zu forcieren. Ich fand einen anderen Weg zu demselben auf dem Hofe, kam in lange finstere Gallerien, die mit mehr als 2000 blessierten Franzosen garnirt waren, welche durch ihr Geächze und ihre Ausflüsse die Luft für Ohr und Nase gleich unerträglich machten. Unter dieser Masse traf ich ohngefähr 20 Preußen vergraben, die für Freude außer sich waren, als sie wieder die Stimme eines Deutschen hörten, die sie nach der Schlacht nicht gehört hatten. Erlösen Sie uns aus diesem Pfuhl des Verderbens! riefen sie mir aus einem Munde entgegen, wo die physischen und psychischen Eindrücke uns in Kurzem tödten müssen. Ich versprach ihnen, daß ich sie noch den nämlichen Abend unter ihre Kameraden bringen würde. In der Petri-Kirche sah ich der Vertheilung des Mittagsbrods zu. Die Fleischportion wog 2 bis 4, das Brod für den Tag ohngefähr 8 bis 12 Loth. Die

¹⁾ Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege. Leipzig 1873, S. 471. — ²⁾ Gurlt a. a. O., S. 471 nennt als Verfasser dieses Berichts J. C. Gross: Erinnerungen aus den Kriegsjahren. Leipzig 1850, Nr. 8, S. 123 ff. — ³⁾ Diese betrug damals etwa 34 000. — ⁴⁾ Der Bericht ist abgedruckt in der Biographie Steins; von G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Bd. 3. 2. Auflage, Berlin 1851, S. 437 ff.

Suppe bestand aus Wasser, in welchem die Reiskörner gefischt werden mußten. Bier und Branntwein wurde hier gar nicht gegeben. An anderen Orten hatte er nur den Geruch des Fusels, enthielt kaum 10 pCt. Alkohol, der nicht einmal durch die Epidermis eines Kosackenmagens dringen kann. Bei dieser Meßdiät, die kaum einen Südländer auf den Beinen halten kann, gehen unsere Nordische Völker in kurzer Zeit verloren, verfallen in Nervenschwäche, und schwinden wie die Schatten dahin. Die Diät richtet sich nach dem Mann. Der Russe speis't seinen Cozup mit Behaglichkeit; der Magen des Pommeraners findet an einem halben Dutzend Gersten-Klöße seine gemessene Arbeit, wenn das Corinthenmännchen sich denselben an einem Zuckerbrode verdirbt, das er aus den Händen seiner Lais nippt. Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichsten Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehrigt und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missethäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Ueberreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind! Ob Schlawheit, Indolenz oder böser Wille die Ursache des schauerhaften Looses ist, das meine Landsleute hier trifft, die für ihren König, das Vaterland und die Ehre der Deutschen Nation geblutet haben, mag ich nicht beurtheilen. An anderen Orten¹⁾ ist ihr Schicksal günstiger gewesen, wo jedermann sich an ihr Lager drängte, auf welches ihr Kampf für die Unabhängigkeit sie niederwarf, Balsam in ihre Wunden goß, ihre Schmerzen linderte und durch Mitgefühl ihren Muth stählte. Ich appellire an Ew. Excellenz Humanität, an Ihre Liebe zu meinem König und sein Volk, helfen Sie unseren Braven, helfen Sie bald, an jeder versäumten Minute klebt eine Blutschuld. Legen Sie ein Schock kranker Baskiren in die Betten der Banquiers-Frauen, und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosacken mit, der für Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich ist. Diese Maßregel, die gewiß Lust und Liebe zum Dinge macht, scheint mehr hart zu seyn, als sie es wirklich ist. Der Kranke muß ins Bette, und die Gesunden zu seiner Wartung vor demselben kommen. Wir bespötteln sonst in dem Tadel des Hottentotten, der sich ins Bette legt, wenn die Frau geboren hat, unsere eigene Inconsequenz.

Dr. J. C. Reil.“

In diesem Bericht macht Reil den Leipziger Bürgern harte Vorwürfe, und der Teil des Berichtes ist mit voller Berechtigung nicht unwidersprochen geblieben. Sofortige Hilfe zu leisten, war in dem gewaltigen Chaos, das mit dem Beginn dieser Schlacht in Leipzig einsetzte und dessen Gründe wir oben schon erwähnten, ein Ding physischer Unmöglichkeit. Die Schwierigkeit der Einrichtung der für die Militärhospitäler erforderlichen Oertlichkeiten wurde, wie uns ein in der Schlacht lebhaft tätiger Arzt, Dr. J. C. Gross, nach den Papieren des Geh. Med.-Rats Dr. Clarus²⁾ berichtet³⁾, dadurch wesentlich vermehrt, daß 1. die vor der Schlacht eingerichteten Spitäler in den Vorstädten zum großen Teil geplündert und verwüstet waren; 2. daß der Kaiser von Rußland den strengen Befehl erließ, keinen Russen in ein Spital zu legen, in dem früher Franzosen gelegen hatten; 3. daß die Anordnungen der verschiedenen Armeen einander zuwiderliefen; 4. daß sämtliche Aerzte der verbündeten Truppen ihren Armeen folgen mußten und die ganze Besorgung der Spitäler den Aerzten und Chirurgen der Stadt überlassen blieb, die, außer drei schwedischen und fünf französischen Chirurgen, nur Barbiergehilfen zur Unterstützung hatten. Trotz dieser Unzuträglichkeiten begannen bereits am 19. Oktober unter Mitwirkung des russischen General-Intendanten v. Rowanoff die ersten Maßregeln zur Entwirkung des Chaos, und am 20. Oktober waren die bereits belegten Spitäler mit Chirurgen versehen.⁴⁾

Reil selbst betrieb die Räumung der Lazarette, die Unterbringung und Verpflegung der Kranken und Verwundeten mit glühendem Eifer. Arndt, der wenige Tage nach Reil in Leipzig eintraf, rühmt aber auch im Gegensatz zu Reil die Menschlichkeit und Wohltätigkeit der Leipziger, die ihre Aengste und Nöte und sich selbst vergaßen, wurden doch viele von ihnen durch den Typhus und an den Kriegseuchen dahingerafft,⁵⁾ und halfen und retteten, soviel sie konnten. „Das war auch Deutschland,“ schließt Arndt, „und das allerbeste Deutschland.“⁶⁾

Der Magistrat von Leipzig aber erließ am 29. Oktober einen warmen Aufruf zur Unterstützung der Hospitäler, der auch von vollem Erfolge begleitet war. In Dankbarkeit aber muß der Leipziger Aerzte, Apotheker und Wundärzte gedacht werden, die sich neben ihrer Praxis der Besorgung der Militärspitäler widmeten, ihre Namen sind bei Gurlt⁷⁾ verzeichnet. Es sind ihrer 40. An Nervenfieber erkrankten

damals 8 Aerzte, 4 Kandidaten der Medizin, 14 Barbiergezellen; an ihm starben 16 Medizinalpersonen. An allererster Stelle ist dann aber das Lazarett-Komitee zu nennen, das eine vielseitige Wirksamkeit entfaltete. Durch die patriotischen Bemühungen der diesem Komitee angehörenden Männer sind Tausende von Menschenleben erhalten, sie schafften Ordnung in das Chaos und verhinderten dadurch das Umsichgreifen der Ansteckung.¹⁾

So können wir unsere Ausführungen über das Elend der Verwundeten in der Leipziger Schlacht mit dem Andenken an all die braven Leipziger Bürger schließen, die, oft selbst in ihren Familien von grimmen Kriegseuchen heimgesucht, doch mit Aufbietung ihrer Kräfte und mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens das Unglück, das über Tausende von tapferen Streibern hereingebrochen war, zu lindern suchten.

¹⁾ Berlin, Prag. — ²⁾ Clarus war 1813 und 1814 mit der oberen Leitung aller Militärlazarette der Stadt und Umgegend betraut. S. Gurlt a. a. O., S. 425. — ³⁾ Dr. Gross, Die Militärspitäler nach der Leipziger Schlacht. Die Grenzboten von S. Kuranda. 7. Jahrg. 1848. I. Serie, Bd. 2, S. 41 u. f. — ⁴⁾ Gurlt, a. a. O., S. 475. — ⁵⁾ Gurlt, a. a. O., S. 360. — ⁶⁾ G. H. Pertz, a. a. O., S. 443. — ⁷⁾ a. a. O., S. 478, Anmerkung 2.